

Kendare Blake
Anna im blutroten Kleid

Das Buch

Der siebzehnjährige Cas Lowood hat von seinem verstorbenen Vater eine dunkle Berufung geerbt: Er spürt Geister auf, jene Geister, die keine Ruhe finden können, und er legt ihnen das Handwerk. Gemeinsam mit seiner Mutter reist er quer durchs Land, immer auf der Spur von lokalen Mythen und Spukgeschichten. In Thunder Bay, einer Kleinstadt in Ontario, Kanada, wartet ein besonders schwerer Fall auf ihn. Im Jahr 1958 wurde die sechzehnjährige Anna ermordet, als sie gerade auf dem Weg zu einem Schulball war. Seitdem lauert sie in einem blutbefleckten Abendkleid jedem auf, der es wagt, die Schwelle des viktorianischen Anwesens, das sie zu Lebzeiten bewohnte, zu übertreten. Die Zahl ihrer Opfer ist groß, sagt man. Doch Cas interessiert sich nicht für das, was man sagt. Er nimmt lieber selbst Kontakt zu den verdammten Seelen auf und um ihn das Fürchten zu lehren, braucht es schon mehr als ein bisschen Spuk. Doch da hat er nicht mit Anna gerechnet ...

Pressestimmen

»Unmittelbar und packend. Kendare Blakes gelungene Mischung aus Grusel und Romantik wird alle *Twilight*-Fans begeistern!« *Booklist*

Die Autorin

Kendare Blake studierte in London Creative Writing, ehe sie ihre Leidenschaft zum Beruf machte. Sie lebt und arbeitet in Washington, liebt Tiere aller Art und ist außerdem von der griechischen Mythologie fasziniert. *Anna im blutroten Kleid* ist ihr Romandebüt.

KENDARE BLAKE

ANNA IM
BLUTROTEN KLEID

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Jürgen Langowski



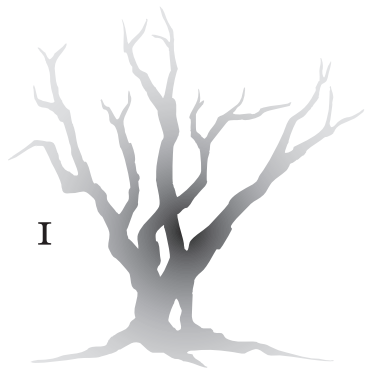
Die Originalausgabe erscheint unter dem Titel
Anna Dressed in Blood
bei Tor Teen Books, New York



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier
Holmen Book Cream liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Copyright © 2011 by Kendare Blake
Copyright © 2012 der deutschsprachigen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Printed in Germany 2012
Umschlaggestaltung: t.mutzenbach design, München,
unter Verwendung eines Motivs von © Nekro
Redaktion: Christina Neiske
Satz: Greiner & Reichel, Köln
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-453-31419-1

www.heyne-fliegt.de



I

Die Pomade im Haar ist ein todsicherer Hinweis, und das ist hier nicht als Wortspiel gemeint.

Ebenso der lockere, verschlissene Ledermantel, und natürlich die Koteletten. Ganz zu schweigen von der Art und Weise, wie er vor sich hin nickt und im Takt dazu sein Zippo auf- und zuklappt. Er sieht aus, als gehörte er in eine Tanztruppe, als sollte er einen Jet oder Shark darstellen.

Aber ich habe natürlich auch einen scharfen Blick für solche Dinge. Ich weiß genau, worauf ich achten muss, weil ich schon so ziemlich jede Spielart von Gespenstern und Geistern gesehen habe, die man sich nur vorstellen kann.

Der Anhalter treibt sich weit draußen auf einer gewundenen Straße in North Carolina herum, die zwischen endlosen Weidezäunen verläuft. Ahnungslose Fahrer nehmen ihn womöglich aus reiner Langeweile mit und halten ihn einfach für einen Studenten, der zu viel Kerouac gelesen hat.

»Meine Freundin wartet auf mich«, erzählt er aufgeregt. Es klingt, als müsste sie gleich hinter der nächsten

Hügelkuppe auftauchen. Er tippt mit dem Feuerzeug zweimal auf das Armaturenbrett, und ich sehe genau hin, ob er nicht etwa eine Delle hinterlassen hat. Das Auto gehört mir nicht, und ich habe acht Wochen auf Mr. Deans Wiese geschuftet, ehe ich es mir ausleihen durfte. Mr. Dean ist Rentner. Er war Colonel bei der Army und wohnt ein paar Häuser weiter. Für einen Mann von siebenundsiebzig Jahren hat er den geradesten Rücken, den ich je gesehen habe. Hätte ich mehr Zeit gehabt, dann hätte ich den ganzen Sommer damit verbringen können, mir interessante Geschichten über Vietnam anzuhören. Stattdessen habe ich Büsche ausgerissen und ein zehn Quadratmeter großes Beet für neue Rosenstöcke umgegraben, während er mit mürrischer Miene zugeschaut hat, ob sein Augapfel bei diesem siebzehnjährigen Burschen mit dem alten Rolling Stones T-Shirt und den Gartenhandschuhen seiner Mutter auch in guten Händen ist.

Um ehrlich zu sein, habe ich leise Schuldgefühle, wenn ich daran denke, was ich mit dem Auto vorhabe. Es ist ein dunkelblauer Camaro Rally Sport von 1969 in erstklassigem Zustand. Er gleitet seidenweich über die Straße und saust grollend um die Kurven. Ich kann immer noch nicht glauben, dass er mir das Auto geliehen hat, Gartenarbeit hin oder her. Aber Gott sei Dank hat er es getan, denn ohne das Auto hätte es nicht geklappt. Auf so etwas steht der Anhalter – das Auto war es wert, aus der Erde zu kriechen.

»Sie muss sehr nett sein«, sage ich, ohne großes Interesse zu zeigen.

»Ja, Mann, genau.« Zum hundertsten Mal, seit ich ihn vor zehn Kilometern aufgelesen habe, frage ich mich, wie irgendjemand übersehen kann, dass er tot ist. Er spricht, als wäre er einem Film mit James Dean entsprungen. Ganz abgesehen von dem Geruch, der ihn umgibt wie eine Dunstglocke. Noch nicht richtig verwest, aber eindeutig gammelig. Gibt es wirklich Leute, die ihn für einen lebenden Menschen halten? Wie kann man so jemanden fünfzehn Kilometer weit bis zur Lowren's Bridge im Auto behalten, wo er dann unweigerlich ins Lenkrad greift und den Wagen mit-samt Fahrer in den Fluss steuert? Wahrscheinlich fanden die anderen Autofahrer seine Kleidung und seine Stimme ebenso unheimlich wie den Geruch von Gebeinen – diesen Geruch, den sie zu erkennen glaubten, obwohl sie ihn wahrscheinlich noch nie bewusst wahrgenommen hatten. Aber da war es dann immer schon zu spät. Sie hatten beschlossen, einen Anhalter mitzunehmen, und wollten danach nicht ihrer Angst nachgeben und ihn wieder hinaussetzen. Stattdessen haben sie ihre Ängste wegargumentiert. Die Menschen sollten so etwas nicht tun.

Der Anhalter hockt neben mir auf dem Beifahrersitz und erzählt mit einer Stimme, die aus weiter Ferne zu kommen scheint, von der Freundin in seinem Heimatort. Angeblich heißt sie Lisa und hat hellblonde Haare und ein süßes Lächeln. Die beiden wollen durchbrennen und heiraten, sobald er aus Florida zurückgekehrt ist. Er hat da unten den Sommer über im Autohaus seines Onkels gearbeitet. Das war eine gute Gelegen-

heit, das Geld für die Hochzeit zusammenzusparen, auch wenn sie sich dadurch mehrere Monate nicht sehen konnten.

»Es muss schwer sein, wenn man so lange nicht zu Hause ist«, bemerke ich. Es gelingt mir tatsächlich, ein wenig Mitgefühl zu zeigen. »Aber deine Freundin wird sich bestimmt freuen, dich wiederzusehen.«

»Bestimmt, Mann. Das will ich doch meinen. Ich habe alles, was wir brauchen, in der Jackentasche. Wir heiraten und ziehen an die Küste. Da wohnt Robby, ein Freund von mir. Wir können bei ihm wohnen, bis ich bei einem anderen Autohändler einen Job bekomme.«

»Klar«, antworte ich.

Der Anhalter wirkt ein wenig traurig und zugleich optimistisch. Sein Gesicht wird vom Mond und vom Armaturenbrett beleuchtet. Natürlich hat er seinen Freund Robby nie besucht, und er hat auch seine Freundin Lisa nicht wiedergesehen. Fünf Kilometer weiter die Straße hinauf ist er im Sommer 1970 in ein Auto eingestiegen, das diesem hier möglicherweise sehr ähnlich war, und hat den Insassen anvertraut, er habe das Startgeld für ein neues Leben in der Jackentasche.

Wie die Einheimischen erzählen, haben ihn die Täter an der Brücke zusammengeschlagen und zwischen die Bäume geschleppt, ein paar Mal mit dem Messer auf ihn eingestochen und ihm dann die Kehle durchgeschnitten. Anschließend haben sie den Toten eine Böschung hinab in einen Nebenfluss geworfen. Dort

hat ihn beinahe sechs Monate später ein Farmer inmitten wuchernder Schlingpflanzen gefunden. Angeblich stand sein Mund immer noch vor Überraschung offen, als habe er einfach nicht glauben können, dass er dort gelandet ist.

Jetzt begreift er offenbar nicht, dass er in der Falle sitzt. Keiner von ihnen scheint es je zu begreifen. Der Anhalter pfeift und nickt im Takt zu einer Musik, die nur er hören kann. Wahrscheinlich sind es immer noch die Lieder, die er an dem Abend gehört hat, als sie ihn getötet haben.

Er ist überaus freundlich, ein angenehmer Beifahrer. Doch sobald wir die Brücke erreichen, wird er so wütend und böartig sein, wie man es sich kaum ausmalen mag. Angeblich hat sein Geist, den man wenig einfallsreich als den »Anhalter vom County 12« bezeichnet, mindestens ein Dutzend Menschen umgebracht und sechs weitere verletzt. Vorwerfen kann ich es ihm eigentlich nicht. Er hat es nicht bis nach Hause zu seinem Mädchen geschafft, und jetzt will er dafür sorgen, dass auch die anderen nicht mehr nach Hause kommen.

Wir passieren den Kilometerstein Dreiundzwanzig. In zwei Minuten haben wir die Brücke erreicht. Seit wir hierhergezogen sind, bin ich fast jeden Abend die Straße entlangefahren und habe gehofft, seinen Daumen im Scheinwerferlicht zu entdecken. Bisher hatte ich kein Glück, bis ich mich ans Steuer dieses Rally Sport setzen konnte. Davor habe ich vergebens den halben Sommer nach ihm gesucht, ständig den

verdamnten Dolch unter das Bein geklemmt. Ich mag es nicht, wenn es so läuft. Das ist wie ein Angelausflug, der viel zu lange dauert. Aber ich lasse nicht locker. Früher oder später tauchen sie alle auf.

Ich nehme den Fuß vom Gas.

»Stimmt was nicht, mein Freund?«, fragt er.

Ich schüttele den Kopf. »Das Auto gehört mir nicht, und ich habe nicht genug Geld für die Reparatur, wenn du mich von der Brücke stürzt.«

Der Anhalter lacht, ein wenig zu laut und gekünstelt. »Mann, ich glaube, du hast was getrunken oder so. Vielleicht lässt du mich lieber hier raus.«

Zu spät wird mir klar, dass ich es nicht hätte aussprechen sollen. Natürlich kann ich ihn nicht aussteigen lassen. Er würde einfach auf Nimmerwiedersehen verschwinden. Ich muss ihn entweder während der Fahrt töten oder wieder ganz von vorne anfangen. Allerdings glaube ich nicht, dass Mr. Dean mir das Auto noch öfter leiht. Außerdem ziehen wir in drei Tagen nach Thunder Bay um.

Mir kommt der Gedanke, dass ich diesem armen Schlucker eine grässliche Wiederholung zumute, aber ich schiebe diese Vorstellung rasch wieder weg. Der Kerl ist ja schon tot.

Ich fahre die ganze Zeit über achtzig – so schnell, dass er nicht während der Fahrt hinauspringen kann. Nur, dass man bei Geistern nie ganz sicher sein kann. Ich muss mich beeilen.

Als ich nach unten greife, um die Klinge unter meinem Bein hervorzuziehen, taucht vor uns im Mond-

licht die Silhouette der Brücke auf. Wie aufs Stichwort greift der Anhalter ins Lenkrad und verreit es nach links. Ich halte dagegen und setze den Fuß auf die Bremse. Die Reifen quietschen zornig auf dem Asphalt, und aus dem Augenwinkel erkenne ich, dass das Gesicht des netten Beifahrers verschwunden ist. Kein freundlicher Joe mehr, kein mit Pomade geglättetes Haar, kein freundliches Lächeln. Nur noch eine Maske aus verwester Haut, voller schwarzer Löcher, und stumpfe Zähne, die an Kieselsteine erinnern. Es sieht aus, als grinste er, aber das könnte auch einfach daran liegen, dass sich seine Lippen abschälen.

Obwohl das Auto beim Bremsen schleudert, zieht mein bisheriges Leben nicht vor meinem inneren Auge vorbei. Was würde ich dabei auch schon sehen außer einer Serie ermordeter Geister? Vielmehr erscheinen vor mir die Bilder meiner eigenen Leiche: Auf einem durchbohrt die Lenksäule meinen Brustkorb, auf einem anderen ist mein Kopf verschwunden, und der Oberkörper hängt aus dem zerstörten Fenster.

Aus dem Nichts taucht ein Baum auf und nähert sich bedrohlich der Fahrertür. Ich habe nicht einmal mehr Zeit zu fluchen, sondern reie das Lenkrad herum, gebe Gas und weiche dem Baum aus. Auf keinen Fall will ich bis auf die Brücke fahren. Das Auto schlittert jetzt über den Seitenstreifen, und den gibt es auf der Brücke nicht. Sie ist schmal und alt und besteht aus Holz.

»Tot sein ist gar nicht so schlimm.« Der Anhalter zerrt an meinem Arm, damit ich das Lenkrad loslasse.

»Und was ist mit dem Geruch?«, fauche ich. Die ganze Zeit habe ich den Messergriff nicht losgelassen. Fragen Sie nicht, wie ich das gemacht habe. Mein Handgelenk fühlt sich an, als wollten die Knochen gleich herausspringen, und ich bin vom Sitz gerutscht und hocke fast auf dem Schalthebel. Mit der Hüfte stoße ich ihn in die neutrale Stellung (das hätte ich schon längst tun sollen) und hebe rasch die Klinge.

Was als Nächstes passiert, ist eine Überraschung. Die Haut legt sich wieder über das Gesicht des Anhalters, seine Augen schimmern wieder grün. Auf einmal ist er nur noch ein junger Kerl, der mein Messer anstarrt. Ich bringe das Auto endgültig unter Kontrolle und steige wieder auf die Bremse.

Der Ruck überrascht ihn, er sieht mich an. »Ich habe den ganzen Sommer für das Geld gearbeitet«, sagt er leise. »Meine Freundin bringt mich um, wenn ich es verliere.«

Mein Herz rast vor Anstrengung, nachdem ich den schlingernden Wagen sicher zum Stehen gebracht habe. Ich will nicht mehr reden, ich will es nur noch hinter mich bringen. Aber ich antworte dann doch.

»Dein Mädchen wird dir verzeihen, das verspreche ich dir.« Der Dolch, der Athame meines Vaters, schmiegt sich in meine Hand.

»Ich will das nie wieder tun«, flüstert der Anhalter.

»Es ist das letzte Mal.« Dann stoße ich zu und ziehe ihm die Klinge durch die Kehle, wo sie eine gähnende schwarze Öffnung hinterlässt. Der Anhalter greift sich an den Hals und will die Haut zusammendrücken,

doch eine dunkle Masse quillt zähflüssig wie Öl aus der Wunde und läuft an ihm herunter, überzieht nicht nur die altmodische Jacke, sondern kriecht auch nach oben über das Gesicht, die Augen und in die Haare. Er schreit nicht, während er dahinschwindet. Vielleicht kann er das auch nicht, denn ich habe ihm ja die Kehle durchgeschnitten, und die schwarze Flüssigkeit füllt seinen Mund. Nach weniger als einer Minute hat er sich in Luft aufgelöst.

Ich streiche mit der Hand über den Sitz. Er ist trocken. Dann steige ich aus und umrunde das Auto, um nach Kratzern zu suchen, soweit das im Dunkeln möglich ist. Das Reifenprofil raucht noch, das Gummi ist geschmolzen. Ich höre schon Mr. Dean mit den Zähnen knirschen. Wir sind nur noch drei Tage hier, und einen dieser Tage muss ich nun damit verbringen, einen neuen Satz Goodyears aufzuziehen. Wenn ich es mir recht überlege, sollte ich ihm das Auto vielleicht erst zurückgeben, wenn die neuen Reifen montiert sind.



Es ist schon nach Mitternacht, als ich den Rally Sport in unsere Einfahrt lenke. Der drahtige Mr. Dean ist sicher noch auf, wie üblich mit schwarzem Kaffee vollgepumpt, und sieht mich vorsichtig die Straße hinunterfahren. Allerdings will er das Auto erst morgen zurückhaben. Wenn ich früh aufstehe, kann ich zur Werkstatt fahren und die Reifen austauschen, ehe er etwas bemerkt.

Als die Scheinwerfer in den Hof zielen und die Seitenwand unseres Hauses erfassen, leuchten zwei grüne Punkte auf. Die Katze meiner Mutter beobachtet mich. Als ich die Vordertür erreiche, ist sie längst von der Fensterbank gesprungen. Sie wird meiner Mutter ankündigen, dass ich nach Hause komme. Der Kater heißt Tybalt. Er ist ein unerzogenes Biest und hält nicht viel von mir. Das beruht auf Gegenseitigkeit. Er hat die unschöne Angewohnheit, sich die Haare vom Schwanz abzureißen und überall im Haus kleine schwarze Büschel zu hinterlassen. Meine Mom hat aber gern eine Katze im Haus. Wie die meisten Kinder können Tiere Dinge sehen und hören, die

schon tot sind. Wenn man so lebt wie wir, ist das eine nützliche Fähigkeit.

Ich gehe rein, ziehe die Schuhe aus und springe, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die Treppe hinauf. Ich muss unbedingt duschen und dieses gammelige, schimmelige Gefühl von Handgelenk und Schultern abspülen. Außerdem muss ich den Athame meines Vaters überprüfen und alle Reste des schwarzen Zeugs entfernen, die womöglich noch daran kleben.

Oben auf der Treppe pralle ich gegen einen Karton. »Verdammt!«, fluche ich etwas zu laut. Ich hätte es wissen müssen. Schließlich spielt sich mein Leben zwischen Umzugskartons ab. Meine Mom und ich sind geübte Möbelpacker. Wir geben uns nicht mit den leeren Kartons aus dem Supermarkt oder dem Getränkemarkt ab, sondern benutzen erstklassige, widerstandsfähige, verstärkte Spezialanfertigungen mit dauerhaften Aufklebern. Selbst im Dunkeln kann ich erkennen, dass ich gerade über »Küchenutensilien« gestolpert bin.

Auf Zehenspitzen schleiche ich ins Bad und hole das Messer aus dem Lederrucksack. Sobald der Anhalter erledigt war, habe ich es in ein schwarzes Samttuch eingeschlagen, aber leider nicht sehr ordentlich. Ich hatte es eilig und wollte nicht länger als unbedingt nötig auf der Straße und in der Nähe der Brücke bleiben. Nicht dass die Auflösung des Anhalters mir Angst gemacht hätte, schließlich habe ich schon Schlimmeres gesehen. Aber an solche Dinge gewöhnt man sich wohl nie richtig.

»Cas?«

Im Spiegel erkenne ich das verschlafene Gesicht meiner Mom, die die schwarze Katze in den Armen hält. Ich lege den Athame auf den Schminktisch.

»Hallo, Mom. Tut mir leid, dass ich dich geweckt habe.«

»Du weißt doch, dass ich gern wach bleibe, bis du kommst. Du solltest mich immer wecken, wenn du zurück bist, damit ich schlafen kann.«

Ich erkläre ihr nicht, wie dumm sich das anhört, sondern drehe nur das Wasser auf und spüle die Klinge unter dem kalten Wasser ab.

»Lass mich das machen«, sagt sie und berührt mich am Arm. Dann bemerkt sie die Blutergüsse, die sich allmählich auf dem ganzen Unterarm bilden, und hält mein Handgelenk fest.

Ich rechne damit, dass sie etwas Mütterliches sagt, ein paar Minuten wie eine aufgeregte Ente herumquakt und in die Küche marschiert, um Eis und ein feuchtes Handtuch zu holen, obwohl diese Prellungen bei Weitem nicht die schlimmsten Verletzungen sind, die ich bislang bei meiner Arbeit erlitten habe. Aber dieses Mal hält sie sich zurück. Vielleicht, weil es schon so spät ist oder weil sie müde ist. Oder weil sie nach drei Jahren endlich begriffen hat, dass ich sowieso nicht damit aufhören werde.

»Gib es mir.« Ich gehorche, weil ich den größten Teil des schwarzen Zeugs sowieso schon entfernt habe. Sie nimmt das Messer und geht hinaus. Ich weiß, dass sie auch dieses Mal wieder tun wird, was sie jedes Mal tut.

Sie wird die Klinge auskochen und in einen großen Topf mit Salz stecken, wo sie drei Tage bei Mondlicht bleiben wird. Dann wird sie die Waffe wieder herausnehmen, mit Zimtöl abreiben und behaupten, sie sei so gut wie neu.

Für meinen Dad hat sie das Gleiche getan. Wenn er nach Hause kam, nachdem er etwas getötet hatte, das schon tot war, küsste sie ihn immer auf die Wange und nahm ihm den Athame ab, wie eine Hausfrau ihrem Mann die Aktentasche abnimmt. Dad und ich haben das Ding oft zusammen angestarrt, wenn es im Salzfass steckte. Wir haben die Arme vor der Brust verschränkt und gedacht, wie lächerlich das doch sei. Uns kam es vor wie der reinste Aberglaube. Excalibur im Felsblock.

Aber mein Dad ließ sie gewähren. Er hatte gewusst, worauf er sich einließ, als sie sich kennengelernt und geheiratet haben. Sie war eine hübsche, brünette Wicca mit einem Kranz aus weißen Blüten um den Hals. Er hat damals gelogen und sich ebenfalls als Wicca ausgegeben. Im Grunde hatte er aber gar nichts damit zu tun.

Dad liebte einfach nur die Legenden. Er mochte interessante Geschichten und Erzählungen, in denen die Welt schöner aussah, als sie tatsächlich war. Er war ganz versessen auf die griechische Mythologie, und daher stammt auch mein Name.

Der Name ist ein Kompromiss, weil meine Mutter Shakespeare liebte. Deshalb nannten sie mich schließlich Theseus Cassio. Theseus ist der Bezwinger des

Minotaurus, und Cassio ist Othellos dem Untergang geweihter Leutnant. In meinen Ohren klingt das ziemlich albern: Theseus Cassio Lowood. Aber alle nennen mich nur Cas. Und ich schätze, ich habe noch Glück gehabt. Mein Dad mochte nämlich auch die nordische Mythologie, und wenn er mich Thor genannt hätte, wäre es wirklich unerträglich gewesen.

Ich atme aus und blicke in den Spiegel. Im Gesicht und auf dem guten grauen Hemd finde ich keine Spuren, so wenig wie ich auf den Polstern des Rally Sport welche entdeckt habe (Gott sei Dank). Ich komme mir lächerlich vor in der feinen Kleidung, die danach aussieht, als ginge ich zu einem wichtigen Date. Genau das habe ich nämlich Mr. Dean erzählt, als ich ihn bat, mir sein Auto zu leihen. Bevor ich heute Abend aufgebrochen bin, habe ich mir sogar die Haare mit Gel zurückgekämmt, aber nach dem ganzen verdammten Theater hängen mir jetzt dunkle Strähnen im Gesicht.

»Du solltest dich beeilen und ins Bett gehen, mein Lieber. Es ist schon spät, und wir müssen morgen weiter packen.«

Meine Mom ist mit dem Dolch fertig. Sie hat sich bis zur Tür zurückgezogen, und die schwarze Katze schlängelt sich um ihre Beine wie ein gelangweilter Fisch um eine Plastikburg.

»Ich will nur noch rasch unter die Dusche«, sage ich. Sie seufzt und geht.

»Aber du hast ihn doch erwischt, oder?«, ruft sie über die Schulter zurück, als sei es ihr jetzt erst eingefallen.

»Ja, ich habe ihn erwischt.«

Sie lächelt mich an. Es sieht traurig und wehmütig aus. »Dieses Mal war es knapp. Du dachtest, du könntest ihn bis Ende Juli erledigen, und jetzt haben wir schon August.«

»Er war schwer zu packen.« Ich nehme mir ein Handtuch vom Regal. Ich glaube nicht, dass sie noch etwas sagen will, doch plötzlich hält sie noch einmal inne und dreht sich um.

»Wärst du hiergeblieben, wenn du ihn nicht erwischt hättest? Hättest du die Sache mit dem Mädchen verschoben?«

Ich denke nur ein paar Sekunden nach. Eine natürliche kleine Pause im Gespräch. Die Antwort wusste ich schon, ehe sie die Frage ganz ausgesprochen hat.

»Nein.«

Als sie geht, lasse ich die Bombe platzen. »Hör mal, kannst du mir das Geld für einen neuen Satz Reifen leihen?«

»Theseus Cassio«, stöhnt sie, und ich schneide eine Grimasse, aber ihr genervtes Seufzen sagt mir, dass ich morgen früh losziehen kann.

Unser Ziel ist Thunder Bay in Ontario. Dort werde ich sie töten. Sie heißt Anna. Anna Korlov. Anna mit dem blutroten Kleid.

»Du machst dir ihretwegen Sorgen«, sagt Mom, die am Lenkrad des Umzugswagens sitzt. Ich rede ihr oft zu, wir sollten uns lieber einen eigenen Wagen kaufen, statt immer einen zu mieten. Gott weiß, wir

ziehen ja wirklich oft genug um, auf der Jagd nach Geistern.

»Wie kommst du darauf?«, frage ich. Sie nickt in die Richtung meiner Hand. Mir war gar nicht bewusst, dass ich auf den Lederbeutel getrommelt habe, in dem sich Dads Athame befindet. Es kostet mich ein wenig Überwindung, die Hand dort zu lassen. Ich trommele weiter, als hätte es keine Bedeutung, und als habe sie mit ihrer analytischen Art Dinge gesehen, die gar nicht da sind.

»Ich war vierzehn, als ich Peter Carver getötet habe, Mom«, sage ich. »Seitdem bin ich dabei. So schnell bringt mich nichts mehr aus der Ruhe.«

Ihre Miene verhärtet sich. »So solltest du das nicht ausdrücken. Du hast Peter Carver nicht getötet. Peter Carver war schon tot, als er dich angegriffen hat.«

Manchmal erstaunt es mich, wie sie die Dinge allein dadurch ins Lot bringen kann, dass sie die richtigen Worte benutzt. Sollte ihr okkultistischer Versandhandel jemals pleite gehen, könnte sie mühelos irgend etwas anderes verkaufen.

Sie hat recht, Peter Carver hat mich angegriffen. Aber erst nachdem ich in das verlassene Haus der Carvers eingebrochen war. Das war mein erster Einsatz, und ich habe es ohne Erlaubnis meiner Mom getan. Nein, das ist stark untertrieben. Ich habe es trotz des lautstarken Protests meiner Mom getan und musste das Schloss vor meinem Schlafzimmerfenster knacken, um aus dem Haus zu kommen. Aber ich habe es getan. Ich habe das Messer meines Vaters mit-

genommen, bin eingebrochen und habe bis zwei Uhr morgens in dem Raum ausgeharrt, wo Peter Carver seine Frau mit einer .44er Pistole erschossen und sich anschließend mit seinem eigenen Gürtel im Wandschrank erhängt hat. Ich habe genau in dem Zimmer gewartet, wo sein Geist zwei Jahre nach seinem Selbstmord einen Makler, der das Haus verkaufen wollte, und noch ein Jahr später einen Immobiliengutachter ermordet hatte.

Ich erinnere mich genau, wie mir damals die Hände zitterten und ich mich vor Aufregung fast übergeben musste. Ich weiß noch, dass ich es um jeden Preis tun wollte, weil ich einfach meine Aufgabe erfüllen musste, genau wie mein Vater es getan hatte. Als die Geister schließlich auftauchten – ja, es waren zwei, weil Peter und seine Frau sich anscheinend ausgesöhnt und ein gemeinsames Faible für das Töten entwickelt hatten –, wäre ich beinahe ohnmächtig geworden. Einer kam aus dem Schrank. Sein Hals war purpurfarben angelaufen und völlig schief. Der andere flatterte vom Boden empor wie eine rückwärts laufende Werbung für Papiertücher. Voller Stolz möchte ich hier anmerken, dass die Frau es nicht einmal ganz schaffte, aus den Dielenbrettern hervorzukommen. Mein Instinkt übernahm die Regie, und ich schlug sie nieder, ehe sie etwas tun konnte. Allerdings griff Carver mich an, als ich das Messer aus dem Fleck im Holz ziehen wollte, der früher einmal seine Gattin gewesen war. Er maunzte wie ein Kätzchen und hätte mich fast aus dem Fenster geworfen, während ich an

dem Athame zerrte. Als ich ihn dann niederstreckte, war es beinahe ein Unfall. Der Dolch fuhr wie von selbst in ihn hinein, als er mir das Seil um den Hals schlang und mich herumwirbelte. Dieses Detail habe ich meiner Mutter allerdings nie erzählt.

»Du weißt es doch besser, Mom«, sage ich. »Nur die anderen Leute glauben, man könne etwas, das schon tot ist, nicht noch einmal töten.« Beinahe hätte ich hinzugefügt, dass Dad es genauso gesehen hat, aber ich verkneife mir die Bemerkung. Sie spricht nicht gern über ihn, und nach seinem Tod hat sie sich verändert. Sie ist nicht mehr ganz da, irgendwie fehlt etwas in ihrem Lächeln. Wie eine verschwommene Stelle, wenn die Kamera nicht richtig scharf gestellt ist. Sie ist ihm überallhin gefolgt, wohin er auch ging. Es ist sicher nicht so, dass sie mich nicht liebt, aber ich glaube, sie hat nie vorgehabt, allein einen Sohn großzuziehen. Ihre Familie sollte ein Kreis sein. Jetzt ziehen wir umher wie ein Foto, aus dem jemand meinen Dad herausgeschnitten hat.

»Ich habe das ruckzuck erledigt«, sage ich, um das Thema zu wechseln, und schnippe mit den Fingern. »Vielleicht müssen wir nicht mal das ganze Schuljahr in Thunder Bay bleiben.«

Sie beugt sich über das Lenkrad vor und schüttelt den Kopf. »Denk mal drüber nach, ob wir nicht länger dort wohnen können. Es soll ein richtig netter Ort sein.«

Ich verdrehe die Augen. Sie weiß doch ganz genau, dass es nicht so läuft. Unser Leben ist nicht ruhig. Wir

sind nicht wie die anderen Menschen, die Wurzeln schlagen und Gewohnheiten entwickeln. Wir sind ein Wanderzirkus. Sie kann es nicht einmal darauf schieben, dass mein Dad gestorben ist, denn auch mit ihm waren wir ständig unterwegs, wenngleich zugegebenermaßen nicht ganz so viel. Genau aus diesem Grund geht sie doch dieser Arbeit nach: Sie legt Tarotkarten, macht Aurareinigungen über das Telefon und verkauft im Internet okkultistisches Zubehör. Meine Mutter ist eine reisende Hexe. Davon kann sie erstaunlich gut leben. Auch ohne das langfristig angelegte Vermögen meines Vaters kämen wir vermutlich sehr gut zurecht.

Wir fahren jetzt auf einer gewundenen Straße am Lake Superior entlang nach Norden. Ich war froh, aus North Carolina herauszukommen, fort von dem Eistee, dem komischen Akzent und der Gastfreundschaft, bei der ich mich immer unwohl gefühlt habe. Wenn wir reisen, fühle ich mich frei, ich bin einfach nur unterwegs, und erst, wenn ich in Thunder Bay den Fuß aufs Pflaster setze, werde ich wieder das Gefühl haben, dass die Arbeit beginnt. Im Moment genieße ich den Anblick der Kiefern und des Sedimentgesteins am Straßenrand, das Grundwasser weint, wie in ewiger Trauer. Der Lake Superior ist blauer als blau und grüner als grün, und das helle Licht, das durch die Scheiben ins Auto fällt, zwingt mich, trotz der Sonnenbrille zu blinzeln.

»Wie sieht es denn nun mit dem College aus?«

»Mom«, stöhne ich und bin auf einmal ziemlich frustriert. So ist sie eben. Halb akzeptiert sie, was ich

bin, halb beharrt sie darauf, ich müsse ein normaler Junge sein. Ich frage mich, ob sie das auch mit meinem Dad gemacht hat. Aber vermutlich nicht.

»Cas«, stöhnt sie zurück, »auch Superhelden gehen aufs College.«

»Ich bin kein Superheld«, widerspreche ich. Das ist eine grässliche Schublade. Es ist viel zu selbstherrlich und passt überhaupt nicht. Schließlich fliege ich nicht im bunten Trikot herum, und für mich hält auch niemand öffentliche Lobreden und überreicht mir den goldenen Stadtschlüssel. Ich arbeite im Verborgenen und töte, was tot bleiben soll. Wenn die Leute wüssten, was ich mache, würden sie mich vermutlich davon abhalten. Die Idioten würden sich auf Caspers Seite schlagen, und dann müsste ich sie *und* Casper töten, nachdem er ihnen die Kehlen zerfleischt hat. Ich bin kein Superheld. Wenn überhaupt, dann bin ich Rorschach aus *Watchmen*. Ich bin Grendel. Ich bin die Überlebende in *Silent Hill*.

»Wenn du so versessen darauf bist, auf dem College damit weiterzumachen, dann gibt es eine ganze Reihe von Städten, in denen du dich gut und gern vier Jahre lang beschäftigen kannst.« Sie lenkt den Umzugswagen zu einer Tankstelle, es ist die letzte vor der kanadischen Grenze. »Wie wäre es mit Birmingham? Der Ort ist derart stark befallen, dass du jeden Monat zwei erledigen kannst und sogar noch für die Graduate School ein paar übrig hast.«

»Ja, aber dann müsste ich in dem verdammten Birmingham zum College gehen«, sage ich, worauf sie

mir einen unwirschen Blick zuwirft. Ich murmele eine Entschuldigung. So nachsichtig sie auch ist – immerhin lässt sie ja ihren jugendlichen Sohn nachts durch die Straßen ziehen, um die Überbleibsel von Mördern zu erledigen –, sie mag es einfach nicht, wenn ich fluche.

Sie hält an den Tanksäulen und holt tief Luft. »Weißt du, du hast ihn sicher schon mehr als fünfmal gerächt.« Ehe ich widersprechen kann, ist sie schon ausgestiegen und wirft die Tür zu.



Jenseits der kanadischen Grenze hat sich die Landschaft sehr schnell verändert. Ich blicke aus dem Fenster auf weites, bewaldetes Hügelland. Meine Mutter sagt, man bezeichne es als »borealen Nadelwald«. Vor einiger Zeit hat sie damit begonnen, sich gründlich über die Gegenden zu informieren, in die wir umziehen. Sie meint, so komme es ihr eher wie ein Urlaub vor. Sie sieht sich nach Lokalen um, in denen wir essen können, und sucht nach Dingen, die wir unternehmen können. Ich glaube, das hilft ihr, sich schneller einzuleben.

Sie hat Tybalt aus der Transportbox gelassen, er sitzt jetzt auf ihrer Schulter, hat den Schwanz um ihren Hals geringelt und würdigt mich keines Blickes. Er ist ein halber Siamese, und wie alle Katzen seiner Art neigt er dazu, einen einzigen Menschen anzubeten, während ihm alle anderen den Buckel hinunterrutschen können. Nicht, dass es mir etwas ausmacht. Ich mag es, wenn er mich anfaucht und mich kratzen will. Und ab und zu, wenn er ein Gespenst vor mir bemerkt, ist er sogar ganz brauchbar.

Meine Mom starrt die Wolken an und summt etwas, das kein richtiges Lied ist. Ihr Lächeln ist dem der Katze verblüffend ähnlich.

»Woher die gute Laune?«, frage ich. »Ist dir noch nicht der Hintern eingeschlafen?«

»Der schläft schon seit Stunden«, erwidert sie. »Aber ich glaube, ich werde Thunder Bay mögen, und wenn ich mir die Wolken so ansehe, werde ich es wohl eine ganze Weile mögen.«

Ich blicke nach oben. Die Wolken sind riesig und reinweiß. Sie hängen totenstill am Himmel, und wir fahren mitten hinein. Ohne zu blinzeln starre ich sie an, bis mir die Augen austrocknen. Sie rühren sich nicht.

»Wir fahren in unbewegliche Wolken hinein«, flüstert sie. »Es wird länger dauern, als du erwartest.«

Ich würde ihr gern antworten, dass sie abergläubisch ist und dass es überhaupt nichts zu bedeuten hat, wenn Wolken sich nicht rühren. Außerdem bewegen sie sich natürlich doch, wenn man sie nur lange genug beobachtet. Aber wenn ich Einwände erhebe, mache ich mich zum Heuchler. Schließlich lasse ich sie mein Messer bei Mondlicht in Salz reinigen.

Beim Anblick der stehenden Wolken wird mir aus irgendeinem Grund übel, also betrachte ich wieder den Wald, diesen dichten Teppich aus Kiefern, die grün, braun und rostrot gefärbt sind. Hin und wieder ragt eine Birke daraus empor wie ein dürrer Knochen. Auf solchen Reisen bin ich normalerweise besser gelaunt. Die Vorfreude auf eine neue Stadt, auf einen neuen

Geist, den ich jagen kann, auf neue Dinge, die ich sehen werde ... Diese Aussichten halten mich sonst eigentlich immer während der Fahrt bei Laune. Aber vielleicht bin ich auch nur müde. Ich schlafe nicht viel, und wenn ich schlafe, dann habe ich meistens Albträume. Aber ich will nicht jammern. Die Albträume haben eingesetzt, als ich den Athame das erste Mal benutzt habe. Das ist wohl ein Berufsrisiko. Das Unterbewusstsein arbeitet sich nachts durch die Ängste, die ich eigentlich verspüren müsste, wenn ich die mordlüsternen Geister aufsuche. Trotzdem, ich muss mich ausruhen. In der Nacht nach einer erfolgreichen Jagd sind die Träume immer besonders schlimm, und seit ich den Anhalter erledigt habe, haben sie sich noch nicht wieder beruhigt.

Nach etwa einer Stunde und vielen vergeblichen Versuchen einzuschlafen taucht Thunder Bay vor uns auf. Es ist eine weitläufige Stadt, in der mehr als hunderttausend Menschen leben. Wir fahren durch Gewerbe- und Geschäftsviertel, die mich nicht sonderlich beeindruckten. Walmart mag für die Atmenden ein angenehmer Ort sein, aber hat man schon mal einen Geist gesehen, der die Preise für Motoröl vergleicht oder versucht, sich in das Gehäuse einer Xbox 360 zu zwängen? Erst als wir den Stadtkern erreichen – das ältere Viertel oberhalb des Hafens – entdecke ich, was ich suche.

Zwischen modernisierten Eigenheimen stehen ein paar windschiefe Bauten, bei denen die Farbe großflächig abblättert. Die Läden hängen schief vor den

Fenstern, die mich anstarren wie verwundete Augen. Die schöneren Häuser bemerke ich kaum. Ich blinzele, wenn wir daran vorbeifahren, und vergesse sie sofort wieder. Langweilig und bedeutungslos.

Im Laufe meines Lebens habe ich schon viele Orte gesehen. Orte voller Schatten, wo Dinge aus dem Ruder gelaufen sind. Üble Gegenden, wo sich alle möglichen Wesen herumtreiben. Ich verabscheue Städte voller Sonnenlicht mit Neubaugebieten, grünen Wiesen und lachenden Kindern. Diese Städte werden nicht weniger heimgesucht als die anderen, sie lügen nur besser. Ich mag Orte wie diesen, wo man bei jedem siebten Atemzug den Hauch des Todes schmecken kann.

Vor der Stadt liegt der Lake Superior wie ein schlafender Hund. Mein Dad hat immer gesagt, Wasser gibt den Toten Sicherheit. Nichts zieht sie so sehr an wie Wasser, und nichts verbirgt sie besser.

Meine Mutter hat das Navi eingeschaltet, das sie nach einem Onkel, der einen besonders guten Orientierungssinn besaß, liebevoll Fran genannt hat. Frans leiernde Stimme leitet uns durch die Stadt und gibt uns Anweisungen, als wären wir die letzten Idioten. *Bereiten Sie sich darauf vor, nach fünfzig Metern links abzubiegen. Bereiten Sie sich auf das Linksabbiegen vor. Links abbiegen.* Tybalt spürt, dass die Reise bald zu Ende ist, und kehrt in seine Box zurück. Ich lange nach unten und schließe die Tür. Er faucht mich an, als hätte er es lieber selbst gemacht.

Das Haus, das wir gemietet haben, ist ziemlich klein.

Zwei Stockwerke, rotbraun gestrichen, mit dunkelgrauen Zierleisten und Fensterläden. Es steht an einem Hügel, vor dem sich ebenes Land erstreckt. Als wir in die Auffahrt einbiegen, spähen keine Nachbarn aus den Fenstern, und niemand tritt auf die Veranda, um »Hallo« zu sagen. Das Haus wirkt zurückhaltend und einsam.

»Was meinst du?«, fragt meine Mom.

»Es gefällt mir«, erwidere ich aufrichtig. »Du weißt, worauf es ankommt.«

Sie seufzt. Es wäre ihr lieber, ich würde grinsend die Treppe zur Veranda hinaufspringen, die Tür aufreißen und ins erste Stockwerk rasen, um zu verkünden, das große Schlafzimmer sei meines. Das habe ich früher immer getan, wenn wir mit Dad an einen neuen Ort umgezogen sind. Aber damals war ich sieben. Nein, von ihren straßenmüden Augen lasse ich mir keine Schuldgefühle einimpfen. Sonst sitzen wir im Handumdrehen im Hinterhof, winden Gänseblümchenkränze und ernennen die Katze zum König der Sommersonnenwende.

Ich schnappe mir die Transportbox und steige aus dem Umzugswagen. Es dauert keine zehn Sekunden, bis ich die Schritte meiner Mom hinter mir höre. Ich warte, bis sie die Vordertür aufschließt, dann treten wir ein. Es riecht nach abgestandener Sommerwärme und dem alten Dreck von Fremden. Gleich hinter der Tür stehen wir in einem großen Wohnzimmer, das bereits mit einem beigefarbenen Sofa und einem Ohrensessel möbliert ist. Außerdem gibt es einen Couch-



Kendare Blake

Anna im blutroten Kleid

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 384 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-31419-1

Heyne

Erscheinungstermin: November 2012

Manche Geister sollte man nicht sich selbst überlassen

Cas Lowood hat eine dunkle Berufung: Er ist ein Geisterjäger. Mit seiner Mutter zieht er quer durchs Land, immer auf der Suche nach den ruhelosen Seelen, die oft schon seit Jahrzehnten die Lebenden in Angst und Schrecken versetzen – bis Cas ihrem Treiben ein Ende bereitet. In einer Kleinstadt in Ontario wartet die berühmte Anna im blutroten Kleid auf ihn, eine lokale Berühmtheit, deren Leben in den 50er-Jahren ein grausames Ende fand. Seitdem bringt sie jeden um, der es wagt, das verlassen vektorianische Anwesen zu betreten, das einst ihr Zuhause war. Doch bei Cas macht die schöne Tote eine Ausnahme ...